

### D r i t t e r   A b s c h n i t t

## Don Schlegel zu Hegel ~~~~~

**W**ährend die Bluthitze der kapitalistischen Produktion, über der sich die englische und französische Bourgeoisie den schmackhaften Eierkuchen des Profits buk, längst allen philosophischen Gehalt dieser Klassen zu Wasserdunst verwandelt hatte, schlug sich die zurückgebliebene bürgerliche Klasse Deutschlands noch mit philosophischen Gespenstern wie mit Wirklichkeiten herum.

Gerade weil das Geschlecht, dem Heinrich Heine angehörte, das letzte war, das noch an den Erlöserdrang der Philosophie glaubte, schwang es sich, von den Schergen der Reaktion an jeder Tätigkeit auf ebener Erde behindert, doppelt behende in jene lustigen Wolkenhöhen empor, in denen die philosophischen Kämpfe als Vorspiele politischer Schlachten ausgefochten wurden. Nur in diesem windstillen Jahrzehnt zwischen 1820 und 1830 war es möglich, daß über ganz Deutschland der breite Schatten des Mannes fiel, der von seinem Berliner Universitäts-Kathedrer die Schwärme der studierenden Jugend anlockte: Friedrich Wilhelm Hegel. Er, der das stolze Gebäude der deutschen Philosophie krönte, war damals, mit Macht begabt über die Köpfe des akademischen Nachwuchses wie selten ein Lehrer, schlechthin der selbstherrliche Diktator über das philosophische Deutschland. Aber sein Werk war von einer seltsamen Zwiespältigkeit, die der Reaktion wie der Revolution die Möglichkeit gab, aus seinen Quellen zu schöpfen. In der Hegelschen Philosophie sah Friedrich Wilhelm III.

ebenso richtig die Rechtfertigung seines engherzigen Regierungstumpfsinnes wie Friedrich Wilhelm IV. die böse Drachensaat, aus der ihm alles Unheil in Staat und Kirche entsprossen. Als der Verfasser der „Phänomenologie des Geistes“ und der „Logik der Wissenschaft“ 1818 einem Ruf des preussischen Kultusministers von Altenstein nach Berlin folgte, wurde gerade im Zeichen der Demagogenhetze jeder Hauch freien Geistes auf den Universitäten vergewaltigt und geknebelt. Aber juist dieses Preußen der Knebel- und Gewaltpolitik erschien dem Schwaben als das fleisch und Blut gewordene Abbild seines philosophischen Systems, und alsbald lieferte er in der Vorrede seiner 1821 erschienenen Rechtsphilosophie eine wissenschaftlich formulierte Rechtfertigung aller gegen die Demagogen ausgeheckten Polizeitücken. In dieser Vorrede fand sich der berühmte Satz: „Was vernünftig ist, das ist wirklich, und was wirklich ist, das ist vernünftig“. Wer daneben hielt, daß der Philosoph an gleicher Stelle das Volk im Gegensatz zur Regierung nur als Pöbel ansprach, die Pressefreiheit als entbehrlichen Überfluß zu anderem überflüssigen warf und mit der Superklugheit eines altpreussischen Bureaukraten gegen jede Kritik am Staate als gegen die „Eitelkeit des Besserverstehenwollens“ eiferte, für den mußte besagter Satz schon auf eine rückhaltlose Verherrlichung des Preußens hinauslaufen, wie es zur Zeit der Karlsbader Beschlüsse war. Für die Kampf und Tzschoppe und wie die Hühnhunde der Demagogenjagd alle hießen, blieb etwa Hegels Behauptung, daß das Absolute ebenso sehr Subjekt wie Substanz sei, eine unentzifferbare Runenschrift, aber der Satz: Was ist, das ist vernünftig! leuchtete auch in die Finsternis ihrer Hirnkammern hinein. Die Gültigkeit des Satzes aus diesem subalternen Gesichtswinkel einmal zugegeben, waren vor allem die preussische Fuchtel und die preussischen Kasematten vernünftig, vermochten doch weder die Leiter noch die Opfer der Verknüpfungspolitik deren brutale Wirklichkeit zu bestreiten. Nun hatte Hegel seinen Satz so ganz in diesem Sinne doch nicht gefaßt, denn er setzte die erscheinende Wirklichkeit nicht der wahren, der vernünftigen Wirklichkeit gleich, und wenn

man wollte, ergaben seine Worte sogar die revolutionäre folgerung, daß das als vernünftig Erkannte durch Kampf zur Wirklichkeit zu machen sei. Aber Hegel mußte sich schon die reaktionäre Auslegung seines Satzes gefallen lassen und ließ es sich auch gern gefallen, daß seine Lehre zum Rang einer königlich preußischen Staatsphilosophie erkoren und er selbst in diesem Mandarinenstaat zum Obermandarinen der Wissenschaften mit Knöpfen und Pfauenfeder erhoben wurde. Nicht wenig trug zu seiner Rolle der dicke Nebel eines schwerfälligen und schwerverständlichen Stils bei, mit dem er seine Erkenntnisse umhüllte, und die Einführung und Anwendung neuer Begriffe, die kaum seine Jünger zu enträufeln verstanden.

Aber bei allen Sprudeln und Untiefen befruchtete Hegels Lehre gleich einem breit dahinfließenden Strom nicht nur das besondere Gebiet der Philosophie, sondern auch die angrenzenden Felder der Geschichts- und Religionswissenschaft, wie überhaupt alles, was damals in Preußen geistiges Leben hieß, vorn und hinten verhegelt war. Jemand wie war alle Welt Hegelianer, und selbst auf den dünnen Wassersuppen der zeitgenössischen Belletristik schwamm hier und da das fett-aue eines Hegelschen Begriffs. Aus der Geschichtsauffassung Hegels aber war am ehesten der revolutionäre Kern seiner Philosophie herauszuschälen. Zwar spukte in seine historische Anschauung noch als ein außerweltlicher Begriff die absolute Idee hinein: die Geschichte war ihm nur eine Verwirklichung der absoluten Idee auf verschiedenen Stufen, aber abgesehen von seiner häufigen blühartigen Erkenntnis des ökonomischen Einflusses auf den Gang der Dinge, sah er doch eine Stufenfolge in der Weltgeschichte, ein logisches Nacheinander statt des chaotischen Durcheinanders der landläufigen historischen Wissenschaft. Das dialektische Prinzip führte er in der Geschichte zum Siege. Wie der Kapitalismus in der Welt der Tatsachen die überkommenen Einrichtungen zersetzte, löste die Dialektik in der Welt der Ideen die überlieferten Vorstellungen auf. Eine absolute Wahrheit gab es nicht mehr. Nichts mehr unter den Sternen war ewig und unverrückbar. Alles floß. Alles wandelte sich, und es blieb nur ein ewiges Werden und Vergehen, kein Zustand, sondern ein Prozeß, den zu

durchforschen fürder einzige Aufgabe der Philosophie war. Mit Recht konnte derart von dem Hegelschen System gesagt werden, daß es konservativ sei in seinem praktischen, aber revolutionär in seinem logischen Teile. So war es das getreue Spiegelbild einer Zeit, die unter der Restauration einem toten erloschenen Vulkan glich, in deren Schoß sich aber eben nach dem Prinzip der dialektischen Entwicklung neue Kräfte regten, um eines Tages mit unwiderstehlicher Gewalt flammenspeiend hervorzubrechen. Doch vor der Hand faßte man nur die reaktionäre Seite dieser Philosophie ins Auge, die konservativen Dunkelmännerzungen schnalzend und verzückt emporgerichteten Blicks, die liberalen Schwärmer grollend und mit der Faust in der Tasche. „Was aber“, schreibt Friedrich Engels in seiner klassischen Schrift über Ludwig Feuerbach und den Ausgang der klassischen Philosophie in Deutschland, „weder die Regierung noch die Liberalen sahen“, nämlich die revolutionäre Seite von Hegels Philosophie, „das sah bereits 1833 wenigstens ein Mann, und der hieß allerdings Heinrich Heine“.

Als freilich Heine im Oktober 1819 nach einer privaten Vorbereitung in Düsseldorf und einer mit der Note 3 bestandenem Aufnahmeprüfung an der rheinischen Universität Bonn als Student der Rechtswissenschaften immatrikuliert wurde, verspürte er noch nichts von dem Geiste Hegels. Gegen den Willen der Ultramontanen, die für ihre Stammburg Köln die Hochschule forderten, war Bonn erst im Jahr zuvor zum Sitz der Universität erkoren worden. Da sie bestimmt war, unter den rheinischen Muspreußen Werkkraft zu entwickeln, verschlang sie in den ersten Jahren ihres Bestehens mehr Kosten als alle anderen preussischen Universitäten zusammengenommen, und klangvolle Namen unter den Professoren sollten ihr besondern Glanz verleihen. Auch die Juristerei war nicht schlecht vertreten, aber gern entwand sich Heine den „eisernen Paragraphen selbstsüchtiger Rechtssysteme“ und tummelte sich, statt römisches Recht zu kauen und wiederzukauen, lieber in der deutschen Geschichts- und Literaturwissenschaft herum. Bei Hüllmann hörte er germanisches Staatsrecht und deutsche Urgeschichte bei Radlof und trug die Ansichten Ernst Moritz Arndts über die Ser-

mania des Tacitus gewissenhaft in sein Kollegheft ein. Arndt war von dem Staatskanzler Hardenberg selbst berufen worden, um „der Jugend den Grundton für die Gesinnung des Lebens zu geben“, aber schon jetzt war der dichtende Professor den Demagogenriechern unbotmäßiger Gedanken verdächtig, und nicht lange, so wurde der Bänder des „Gottes, der Eisen wachsen ließ“, schnöde von seinem Lehrstuhl hinuntergejagt. Auf der akademischen Jugend lastete gleichfalls der dumpfe Druck der Geistesknechtschaft. In dem Kommerzbuch, das der mit Heine zugleich immatrikulierte Hofmann von Fallersleben herausgab, waren in den Liedern aus der Zeit der Befreiungskriege alle Spitzen umgebogen, und wenn in feierlich zechender Kunde die Burschen ihr Glas hoben, klang es nicht mehr: Dir, o Freiheit, will ichs bringen!, sondern traurig und gedämpft: Dir muß ichs im Stillen bringen! Auch Heine, der auf blonden Locken die ziegelrote Kappe einer burschenschaftlichen Verbindung trug, ward in eine ebenso hochnotpeinliche wie ergebnislose Untersuchung gezogen wegen einer sehr harmlosen studentischen Erinnerungsfeier am Tag der Leipziger Schlacht. Aber mochte sich der Dichter auch hier und da auf dem fechtboden in die edle Kunst der Terzen und Quarten zu vertiefen suchen, so glied er doch weit eher einem „petit-maitre“, einem Stutzer als einem forschen Burschen, der ausgezeichnet ist durch Kaufen und Verkaufen. Schon durch seine gewählte Kleidung stach er von den burschenschaftlichen Säurehäutern ab, die in Tracht und Aussehen oft den Eindruck weckten, sie hätten mit Karl Moors Bande in den böhmischen Wäldern gehaust. Auch rühmte er sich zwar gern in einem gewissen renommiistischen Überschwang seiner urgermanischen Trinksähigkeit, aber in Wahrheit zwangen ihn seine reizbaren Nerven zur äußersten Zurückhaltung auf dem Felde, auf dem der echte Student damals seine rechte Stärke suchte: das Bier liebte er nicht und den Tabak haßte er. Weit wohler als in den Bierdünsten und Rauchschwaden der Kneipe fühlte er sich in einem kleinen Kreise gleichgestimmter Gefährten, in dem man sich bewundernd die eignen Schöpfungen vorlas. Vielleicht mochte damals schon über den antisemitischen flegelien christlich

germanischer Bursche jene lächelnde Verachtung in ihm heranreifen gegen die Leute mit dem herabhängend langen Haar, den schwarzen alldentschen Rücken und dem schmutzigen Hemd, unter dem ein teutsches Herz schlug und ein Medaillon mit einem Haarbüschel von Blüchers Schimmel hing.

Aber den stärksten Eindruck erhielt Heines empfänglicher Sinn von dem gefeierten Hohenpriester der Romantik, dem älteren der beiden berühmten Brüder Schlegel, der ebenfalls zu dem Lehrkörper der Bonner Universität gehörte. August Wilhelm von Schlegel, ein Mann von liebenswürdiger, fast weibischer Weichheit, eine im Grunde kleine Seele und ohne jeden schöpferischen Zug, aber seiner Kenner der Künste und Literaturen, nahm sich mit der freundlichen Gönnerhaftigkeit seines Wesens Heines fördernd an. Dem Liebhaber des Althochdeutschen sperrte er das Verständnis für manche Schätze der mittelalterlichen Dichtung auf, wie er dem Poeten die strengen Regeln der Verskunst einprägte. Ganz natürlich wurde Heine so zum schwärmerischen Schlegelianer. Als dankbarer Schüler sah er in dem verehrten Lehrer einen großen Kopf und nicht wie später einen alten Secken. Zu Unrecht rühmte er die sicher und bestimmt gezeichneten Konturen von Schlegels Dichtungen und entdeckte noch nicht wie später in der Begeisterung des Meisters ein künstliches Hineinlügen in einen Rausch ohne Trunkenheit. Überschwänglichen Dank stattete er ihm in Sonetten ab, und in seinem ersten Prosaartikel über die Romantik, der 1820 im Rheinisch-Westfälischen Anzeiger erschien, stellte er ihn gar Seite an Seite mit Goethe. Aber trotz der Hinneigung zu Schlegel und trotz der Beschäftigung mit dem Mittelalter war Heine bei weitem nicht mit Haut und Haar der Romantik und ihren literarischen und politischen Schrullen verfallen. Schon seine Verehrung für Uhland hinderte ihn daran, denn der behagliche schwäbische Kleinbürger war, bei allem romantischen Klängen und Singen seiner Verse, doch durch einen Abgrund von jenen überempfindsamen Nervenmenschen vom Schlage Brentanos getrennt, die von Mysterium zu Mysterium taumelten und die Welt nur als ein Orchideenfeld von Sensationen betrachteten, und hatte auch nach 1815 fehlde angesagt

„jener Zeit, die so drückend und so peinlich alles Leben eingeschneit“, die der Romantik über die Maßen wohlgefiel. Trotz aller Schlegelschwärmerei grüßte Heine in jenen Tagen auch zum ersten Male in einer sonst belanglosen Besprechung eines belanglosen Dramas Gotthold Ephraim Lessing, in der Klarheit und Geradheit seines menschlichen wie dichterischen Wesens der schärfste Widerspruch aller Romantik, als „den Mann mit dem klarsten Kopfe und mit dem schönsten Herzen“. Selbst in dem Artikel des Rheinisch-Westfälischen Anzeigers, der Schlegel huldigte, lehnte Heine ausdrücklich als falsche Romantik ab das „Gemengel von spanischem Schmelz, schottischem Nebel und italienischem Sektlinge“ und sagte vor allem den Verpfassungs- und Verjunkerungsbestrebungen der Romantik kräftig auf: „Deutschland ist jetzt frei; kein Pfaffe vermag mehr die deutschen Geister einzukerkern; kein adeliger Herrscherling vermag mehr die deutschen Leiber zur Fron zu peitschen, und deshalb soll auch die deutsche Muse wieder ein freies, blühendes, unaffektiertes, ehrlich deutsches Mädchen sein, und kein schmachtendes Nönnchen und kein ahnenstolzes Ritterfräulein“.

In einem Bild von zweifelhaftem Geschmack schrieb Heine damals einem Freunde, er habe allen neun Musen wieder dicke Bündel gemacht. In der Tat seilte er in Bonn eifrig an eigenen Versen wie an Übersetzungen Byronscher Gedichte und arbeitete in dem idyllischen Dorfe Beuel, seinem Wohnsitz zu Ende des Sommersemesters 1820, eifrig an dem ersten Drittel der Tragödie Almanzor. Aber das Wesen der Stadt Bonn wie die Art seines Verkehrs waren allzuwenig danach angetan, seinem juristischen Brotstudium auf die Beine zu helfen. So gab er sich einen innerlichen Ruck und ließ sich für das Wintersemester 1820/21 in die Matrikel der Georgia Augusta zu Göttingen eintragen.

Das „Nest Göttingen“ mit seinen „Schnurren, Pudeln, Dissertationen, Thee dansants, Wäscherinnen, Kompendien, Taubenbraten, Suelfenorden, Promotionskutschchen, Pfeisenköpfen, Hofräten, Justizräten, Relegationsräten, Profazern und anderen fazern“ wirkte von Anfang an nichts weniger als bezaubernd auf ihn. Auch der steife, patente, schnöde

Ton, den die Göttinger Burschen, „patente Pomadenhengste, Prachtausgaben wäſſrichter Proſaiker, plastiſch ennuyante Geſichter“, anzuschlagen pſlegten, wollte dem beweglichen Rheinländer nicht behagen. Ebenſowenig konnte er ſich mit dem „engen, trockenen Notizenſtolz der hochgelahrten Georgia Augusta“ befreunden. Für die Univerſität, deren Gründung einſt hannoverscher Krautſunkerſtumpffſtim mit der Mahnung widerſtrebt: man müſſe ſich hüten, etwas Neues anzufangen, waren längſt die Tage europäiſchen Rufes dahin, da aus allen Ländern die Studierenden herbeiströmten, um bei Pütter und Martens Staatsrecht zu hören oder um Eichhorn und Schölzers Geſchichtsvorleſungen zu lauſchen. Die akademiſchen Gerichte, die jetzt die Georgia Augusta ihren Gäſten vorſetzte, erſchienen Heine meiſt als ſalzloſe, lederne Stockfiſche mit altem Kohl. Nur für den Profeſſor Bartorius, bei dem er Geſchichte belegte, begeisterte er ſich in einer wohl kaum ganz begründeten Zuneigung, denn ein Geheimbericht Adam Müllers an Metternich malte dieſen Bartorius als „ein bey krankhafter Pedanterie der Politik des k. k. Hofes rechtſchaffen, bis zur Auſtromanie ergebenes Herz“. Komme er in ſeinen Vorleſungen alljährlich auf die Hinrichtung der Maria Stuart zu ſprechen, ſo kleide er ſich ſtets ſchwarz; außerdem habe er „die Erſparniſſe eines dreißigjährigen edlen fleißes in ſiebzig Wiener Bankaktien angelegt“ und verdiene deſhalb den Adel. Wenn nun Heine den Hofrat als „Bild von edler Hoheit“ anſah, ſo mußte er ihn in einem ſeltſam verklärenden Lichte ſehen.

Doch Heines Aufenthalt in dem „verfluchten Neſt“ war nicht von langer Dauer. Wegen eines Wortwechſels über die Auflöſung einer Verbindung forderte er einen andern Studenten auf Piſtolen und wurde deſhalb von der Univerſitätsbehörde, die vor Auſtrag der Forderung von der Sache Wind bekam, für ſechs Monate aus der Stadt verwieſen. Ohne Trauern kehrte er Göttingens grauen Mauern den Rücken und, wie er erwartet und gehofft, beſtimmte ihm die familie Berlin als den Ort für die Fortſetzung und Beendigung ſeiner Studien. Im April 1821 entſtieg Heine in der preußiſchen Reſidenz der Poſtkuſche.

Nicht nur, weil seine Universität Hegels unmittelbaren Wirkungskreis abgab, war Berlin, sicher im Vergleich zu Göttingen und auch zu Bonn, so etwas wie eine Hauptstadt des Geistes. Das studentische Gebrüll und Getreibe kleinerer Hochschulen war hier unbekannt. „An Trinkgelage“, schrieb drei Jahre nach Heines Ankunft Ludwig Feuerbach an seinen Vater aus Berlin, „an Duellen, an gemeinschaftliche Fahrten usw. ist hier gar nicht zu denken; auf keiner anderen Universität herrscht wohl solch allgemeiner fleiß, solcher Sinn für etwas Höheres als bloße Studentengeschichten, solches Streben nach Wissenschaft, solche Ruhe und Stille wie hier. Wahre Kneipen sind andere Universitäten gegen das hiesige Arbeitshaus.“ Auch Heine machte von dem allgemeinen fleiß keine Ausnahme. Als eifriger Schüler saß er zu Hegels Füßen. Wenn auch ihm, der so gar nicht abstrakt zu denken wußte, die oft abstruse Diktion des Meisters nicht immer einging und ihm mancher Teil des Hegelschen Systems nie ins Helle gerückt wurde, so spürte er doch mit seinem Gefühl, daß diese Lehre den Boden erschütterte, auf dem die überlieferten „ewigen Wahrheiten“ wie verwitterte Söhen thronten. Daneben hörte er juristische Vorlesungen und blieb auch seiner Liebe für die altdeutsche Literatur treu. Was Hagen über das Nibelungenlied, Bopp, der Gründer der vergleichenden Sprachwissenschaft, über diese neue Doktrin, was Wolf über die griechischen Klassiker las, machte er sich zu Nutzen und schrieb sogar selbst an einem historischen Staatsrecht im Mittelalter, das er allerdings vor der Vollendung in die flammen warf.

Aber auch außerhalb der Hörsäle fand Heine mannigfache Anregung. Zwar war jedes politische Leben in der Stadt erstorben, aus der die erprobtesten Spürhunde der Demagogenjagd ausgesandt zu werden pflegten. Dafür machte man sich in allerhand albernem Klatsch und Tratsch Luft, und ob Weber oder Spontini unter den Komponisten die Krone zu reichen sei, war Gegenstand eines leidenschaftlich erbitterten Kampfes. Nach der aufstürmenden Weise von Schillers: Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd! johlte die Jugend dieses hoffnungslosen Jahrzehnts den

stumpfsinnigen Rundgesang des Pastors Krummacher in die Welt:

Es sind erhaben ob Raum und Zeit  
Die Ritter von der Gemütlichkeit!

Aber auch in dieser Berliner Gemütlichkeit fand Heine sehr bald ein Haar. So wenig er romantischen Verstiegheiten zuneigte, so wenig hatte er für jenen platten Rationalismus übrig, der da weise belehrt, daß die Bäume grün seien, weil grün für die Augen gesund ist. Dieser Rationalismus aber gedieh auf dem dicken Bande Berlins besonders üppig und machte die geistige Luft der Stadt für Heine nicht gerade anziehend. Sicherlich war Berlin bei weitem nicht der seelenlose Steinhaußen späterer Jahrzehnte: in der Leipziger Straße gab es hinter den Häusern parkähnliche Gärten mit herrlichen Bäumen, Rasenplätzen und einem Stück Feld, in denen die tiefste, fast ländliche Abgeschlossenheit und Ruhe herrschte, und an der Stelle der Königgräber Straße übte ein Seiler im Schatten der Stadtmauer weltvergessen sein rückläufiges Handwerk aus. Daneben war das großstädtische Element lange nicht so entwickelt wie zwei Jahrzehnte später, als Ernst Dronke die Residenz von außen und innen beschrieb, aber Muckern galt sie damals schon als ein Sündenbabel. Doch trotz der Brandung großstädtischen Treibens, trotz der bunten, leuchtenden Warenausstellungen in den Kaufmannsmagazinen der Königstraße, trotz der Opernhausredouten war sie für Heine ein großes Krähwinkel. „Berlin ist“, schrieb er, als er den Vergleich mit München ziehen konnte, „gar keine Stadt, sondern Berlin gibt bloß den Ort dazu her, wo sich eine Menge Menschen versammeln . . . . Es sind wahrlich mehrere flaschen Poesie dazu nötig, wenn man in Berlin etwas anderes sehen will, als tote Häuser und Berliner. Die Stadt enthält so wenig Altertümlichkeit, und ist so neu, und doch ist dieses Neue schon so alt, welk und abgestorben.“ Selbst der Sommer in Berlin erschien ihm nur wie ein „gewärmter, grünangestrichener Winter“, zwischen einigen Potsdamerinnen kam er sich vor wie Apoll unter den Kühen des Admet, und schier mitleidig belächelte der Rheinländer die puppenspielmäßige Vornehmerei der

altpreussischen Kommissbrotfräuleins. Nicht minder mißfiel ihm, daß, ein Abbild dieses Kastenstandes, das gesellige Leben in lauter fehen zerrissen war, „ein Nebeneinander kleiner Kreise, die sich immer mehr zusammenzuziehen als auszubreiten suchten“.

freilich spielte auch er eine Rolle in mehreren dieser kleinen Kreise. Das Altarfeuer einer bedingungslosen Goetheverherrlichung brannte im Salon des Herrn Darnhagen von Ense, Legationsrat, Schöngeist und Reichthbeutel von Beruf und eigentlich nur der Mann seiner Frau Rahel, bei der alles ein- und ausging, was Bedeutung hatte und irgendwie den Marschallstab des Geistes im Tornister trug. Wenn sich in den jüdischen literarischen Salons Berlins im ersten Drittel des Jahrhunderts auch Junker und hier und da ein aus der Art geschlagener Hohenzollernprinz umhertrieben, so sagte das für die steigende Wertschätzung der Juden im allgemeinen nicht mehr als etwa die Roturiers, die in dem vorrevolutionären Frankreich auf der Leiter der Staatsämter bis zur höchsten Sprosse stiegen, für die Gleichberechtigung der bürgerlichen Klasse zeugten. Alle individuelle Bildung half bei den Junkern nicht über den hochmütigen Dünkel der Klasse hinweg, der sie in diesen Salons doch nur so verkehren ließ, wie sie sich auch scharmuzierend im Boudoir einer Schauspielerin oder in der Garderobe einer Zirkusreiterin aufhielten.

Nun war, mit körperlichen Reizen kaum geschmückt, die Rahel ohne Zweifel eine ganz besondere und ausgezeichnete Frau, die mit Recht von sich sagen konnte, daß sie auf dreißig Meilen im Umkreis alle Pedanterie ertöte. In der Vorurteilslosigkeit der Anschauungen wie in dem heißen Drang, ihr Ich zu behaupten – sie war subjektiv bis zur Selbstvernichtung und sah das Glück eines Menschen nur darin, daß er seiner innersten Natur sklavisch folgen durfte – war sie ganz und gar das Urbild jener zunächst geistig auf sich gestellten Frauen, die das neunzehnte Jahrhundert mit der Zertrümmerung der patriarchalischen Familie und der Versehung des Weibes von Herd und Wiege an Schreibpult und Maschine schuf. Daß sie als Jüdin den Haß einer unterdrückten Schicht im Blute hatte und als

Kind des achtzehnten Jahrhunderts zu einer Generation gehörte, die, unfähig, ein deutsches Vaterland zu schaffen, sich in einer verschwommenen Weltbürgerei verlor, tat zur Formung ihres Wesens das Seine hinzu. So galten die Funken, die ihrem beweglichen Geist bei jeder Reibung entsprühnten, nicht minder der Emanzipation der bürgerlichen Klasse wie der Befreiung der Frau. So sagte sie prophetisch die Zeit voraus, wo Nationalstolz ebenso angesehen werde wie Eitelkeit, und Krieg ebenso wie Schlägerei. So litt sie aber auch ihr Leben lang mit den arbeitenden Klassen und schalt auf den Wahnsinn einer Gesellschaftsordnung, in der die Mehrzahl sich als gute Christen zeigen und zum Vorteil der Minderzahl auf alle Güter dieser Welt verzichten müsse. Dieser „Menschenmagnet“ zog auch den jungen Heine mächtig an. Wie sie ihn als ihren Liebling behandelte, so verehrte er sie nicht nur als die geistreichste Frau des Universums, sondern auch als den Menschen, der ihn am tiefsten verstehe und kenne – „wenn sie nur weiß, daß ich lebe, so weiß sie auch, was ich fühle und denke“ – und ein Halsband erbot er sich zu tragen mit der Inschrift: Ich gehöre Frau Dornhagen! In flammen setzte ihn allerdings mehr Rahels Schwägerin, die „schönste, beste, liebenswürdigste Frau“, Friederike Robert, der er durch Jahre in Vers und Prosa, aus der Nähe und aus der ferne, geflüstertlich den Hof machte.

Lärmender trieb es ein Schwarm junger Literaten, der in der alten Weinstube von Luther und Wegener sein Standort aufgeschlagen hatte und in den Heine bald genug hineingeriet. Der größte dieser zechfreudigen Runde freilich, Ernst Theodor Amadäus Hoffmann, der Meister eines seltsam spukhaften Humors, der wie die bläulich zuckenden flammen eines Arrakpunschens in die Nacht leuchtete, harrete schon auf bösem Krankenlager der Übersiedlung in jenes endgültige Dunkel, dessen unheimliche Käuze und Kobolde er so oft in seinen Schriften heraufbeschworen. Zudem hatte er, der königlich preussische Kammergerichtsrat, sich die Kampf und Tzschoppe auf die Fähre geliebt, weil er in dem Märchen vom Meister floh den Demagogengeriechern eins ausgewischt und Kampf im besondern als

Knarppanti lächerlich gemacht haben sollte, ein Staatsverbrechen, das ihm Heine in seinen devoten Berliner Briefen als eine „tadelhafte Unziemlichkeit“ aufmuzzte. über den Mittelwuchs der Köchy und Nechtritz ragte in diesem Kreise nur Christian Dietrich Grabbe hervor, der das Zeug hatte, in der Dichtung den Pelion auf den Ossa zu stülpen und der Nationaldramatiker der Deutschen zu werden, aber in der kümmerlichen Enge eines Zwergstaates vom Schlage des fürstentums Lippe dahinwelkte wie die in den Blumentopf gepflanzte Eiche. freilich stimmten der feinnerdige Heine und der grobschlüchtige Grabbe nicht sonderlich zueinander: jenem noch auch der Umgangston des Zech- und Dichtgenossen zu sehr nach fusel, diesem ging das geleckte faßere wie die Zurückhaltung des Düsseldorfser Kaufmannssohnes wider den Strich. Aber während Heine stets dem „betrunkenen Shakespeare“ als einem der größten deutschen Dichter mehr als volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, sprach Grabbe immer nur verächtlich, und desto verächtlicher, je mehr er aus der Branntweinflasche statt aus dem kastalischen Quell schöpfte, über das „Männchen von etwa vier fuß zehneinhalb Zoll“ und den „Poetenjuden“, der nie ein Weib genossen habe und sich alles nur einbilde.

Durch Eduard Gans endlich, den auf Hieb und Stich geprüften Hegelianer und leidenschaftlichen Kämpfer gegen die historische Rechtsschule, wurde Heine in einen Zirkel junger Juden eingeführt, die sich im Verein für Kultur und Wissenschaft des Judentums zusammengeschlossen hatten, um ihren Stammesbrüdern einen freilich etwas nebelhaften Weg zur Emanzipation zu bahnen. An diese Gesellschaft, für die er sogar Unterrichtsstunden erteilte, und an ihre Mitglieder dachte Heine in späteren Jahren noch mit warmer Zuneigung: an Leopold Zunz, „in einer schwankenden Übergangsperiode von unerschütterlicher Unwandelbarkeit“, an Lazarus Bendavid, einen „Weisen nach antikem Zuschnitt“ und an Ludwig Markus, einen „Polyhistor und nahen Geistesverwandten von Moses Mendelssohn“. Vor allem aber gewann der Dichter in der Seele des Vereins, in Moses Moser – nach Darnhagen ein großer Mathema-

tiker und vortrefflicher Rechenmeister, nach Heine der lebendige Epilog zu Nathan dem Weisen – den zuverlässigsten von allen Freunden seines Lebens: nur allzuoft war er, die grundehrlichste Haut der Welt, der verschwiegene und unermüdliche Depositar Heinescher Schmerzen, großer und kleiner, und den ehrenden Nachruf hatte er redlich verdient, den der Freund dem Freunde widmete, dem „anonymen Märtyrer, der inkognito focht und blutete und dessen Name nicht eingezeichnet steht in dem Adresskalender der Selbstaufopferung“.

In Berlin tat auch das glücklichste Schiff von Heines Poesie seine erste Fahrt. Schon aus Göttingen hatte er der berühmten Firma Brockhaus erfolglos eine Sammlung Verse zum Verlag angeboten, meist Liebesgedichte, da ihn, wie er schrieb, leidige Verhältnisse zwängen, jedes Gedicht, dem man irgendeine politische Deutung unterlegen könne, zu unterdrücken. Jetzt bewog der Beifall, den eine Folge von Heineschen Gedichten in dem von Gubitz herausgegebenen farblosen Gesellschaftler fand, den Verlag dieser Berliner Zeitschrift, die Mauersche Buchhandlung, ein Bündchen seiner Lyrik aufzulegen. Im Dezember 1821 erschienen die Gedichte von H. Heine, ein schmüchtiges Büchlein, in dessen Versen sich vor allem der Gram um das verlorene Lieb ausweinte:

Wie die Wellenschaumgeborene  
Strahlt mein Lieb im Schönheitsglanz,  
Denn sie ist das auserkorene  
Bräutchen eines fremden Manns.

führten in der Unterabteilung Traumbilder noch alle Unarten der Romantik einen gespenstisch tollen Reigen auf, so war der Dichter in anderen Strophen zu der ganzen Klarheit und Schlichtheit des deutschen Volkslieds durchgedrungen, dessen Horn seit kurzem in des Knaben Wunderhorn wieder so zaubervoll rauschte, und in scheinbar kunstloser Form bewährte er die höchste Kunst der dichterischen Zusammendrängung. Besonders die Balladen – die Grenadiere, die Botschaft, Belsazer erschienen hier – bezwangen durch die gedrungene Kraft und die Prägnanz des Ausdrucks. Bestand Heine auch in dankbarer Bescheidenheit,

daß sein Metrum wohl seinen geheimnisvollen Tonfall den Liedern des frühverstorbenen Dessauers Wilhelm Müller abgelauscht hatte, so hatte doch der Schüler zum mindesten soviel zu geben wie der Lehrer. Ein Stück Revolution auf dem Felde der Verskunst steckte in diesen Gedichten, denn sie legten zum erstenmal eine klaffende Bresche in die undeutsche Schablonenmetrik der antiken und der Opitzschen Schule. Unmittelbar auf die germanische Nibelungenstrophe gingen die Heineschen Kurzzeilen zurück, und wenn der Dichter selbst bekannte, daß er in antiker Versart in seinem ganzen Leben nicht sechs Zeilen zusammenbringen werde, so betonte später ein so unbesangener Richter wie Wilhelm Jordan, der Sängler der Nibelungen, daß mit Heine der deutsche Sprachgeist wieder zum Bewußtsein des ureigenen rhythmischen Gesetzes erwacht sei.

Wie die Form, so der Inhalt. Was zweiundzwanzig Jahre später freiligrath seinen Zeitgedichten als Lösung voranzetzte, das konnte auch hier gelten: „In die Stüklust dieser Tage dieses Büchleins kecker Schuß!“ Und dieser Schuß war ein Treffer ins Schwarze. Ein Mensch stand hier, der es wagte, seine ganz persönlichen Schmerzen, unbekümmert um alle Vorurteile und alle Verkehrtheiten in die Welt hinauszusingen. Ein Ton erklang hier, neu und unerhört und in seiner trohigen Leidenschaft ganz verschieden von dem zahmen Simbham der herkömmlichen Herdenglockenlyrik. An Byron wurde man erinnert, der sich in seiner Dichtung gegen die finsternen Mächte des Beharrens „mit revolutionärem Lachen und Zähnefletschen“ so titanisch aufbäumte und dessen grandioser Welt Schmerz nur ein grandioser Zeitschmerz war, und doch empfand man das Ursprüngliche dieser deutschen Verse. Im Gesellschaftler streute Darnhagen die ersten Lobsprüche. Im Rheinisch-Westfälischen Anzeiger ließ sich ein Altersgenosse Heines, Karl Immermann, über den Dichter in einem längerem anerkennenden Artikel aus, der die Brücke zu einer dauernden freundschaft schlug. Mit freilich nicht ganz zulänglichem Gründen suchte er zu erklären, warum in diesen Tagen alle Talente gereizt und kränkelnd aufträten und warum sich der Dichter mehr denn je in offene

Opposition gegen die übrige Welt stelle, meinte, der Poet müsse „in Stahl und Eisen gepanzert sein Schwert immer zum Ausfall bereit halten“ und las, den ganz Individuellen hier mit Recht ganz typisch nehmend, aus Heines Verfen „jenen bitteren Grimm über eine nüchterne, unempfindliche Gegenwart, jene tiefe Feindschaft gegen die Zeit“ heraus, die einer ganzen Generation wie Gift im Blute brannte. Noch tiefer schaute ein Ungenannter dem Dichter ins Herz, der sich in demselben Blatt wie Immermann vernehmen ließ. In den Gedichten erblickte er das unheimliche Bild des Engels, der von der Gottheit abfiel, „edle Schönheit, die verzerrt wird durch ein kaltes Hohlnächeln, gebietende Hoheit, die übergeht in trohigen Hochmut und klassischen Schmerz, der sich anfangs windig gebärdet und endlich versteinert in trostloser Zerknirschung.“ Nie in der deutschen Literatur habe ein Dichter seine ganze Subjektivität, seine Individualität, sein inneres Leben mit solcher überraschenden Rücksichtslosigkeit dargestellt. Die Elemente der romantischen Schule, Rittertum und Mönchtum, feudales Wesen und Hierarchie suche man allerdings, Gottlob! vergebens. „Keines Bürgertum, reines Menschentum ist das einzige Element, das in den Gedichten Heines lebt: mit einem Wort“ verkündete der hellsehende Kritikus, „Heine ist ein Dichter für den dritten Stand (tiers état)“.

Nicht ganz auf der Höhe seines schnell erworbenen Rufes stand, was Heine 1822 in Prosa drucken ließ. Zwar gaben sich die Briefe aus Berlin, die in drei Fortsetzungen im Rheinisch-Westfälischen Anzeiger erschienen, als Vorläufer jenes kunterbunten Feuilletons, das vom Hundertsten in Tausendste kommt, eine leicht geflügelte Gattung, als deren Schöpfer Heine so viel gepriesen und so viel nachgeahmt werden sollte, an Geist im guten und bösen Sinn war kein Mangel, und manche Witzrakete beleuchtete weite Artikelstrecken, aber ebenso oft half sich der Verfasser mit platter Berichterstattung im papierernen Stile über Gesehenes und Gehörtes aus der Verlegenheit. Wenn er für die Fanatiker der Deutschtümelei, „die sich nicht aus dem Sumpfe der Nationalselfstucht hervorwinden können und die nur Deutschland und Deutsche lieben“, nichts als Spott

übrig hatte, so knickte er anderwärts vor der „edlen, Ehrfurcht gebietenden Gestalt“ Friedrich Wilhelms III. in loyaler Verbeugung zusammen und vermaß sich, was nicht einmal den eifrigsten Lobrednern dieses gekrönten Tolpatsches gelingen wollte, unter dem grauen Regenmantel des Königs den Purpur und unter seiner Offiziersmütze das Diadem zu sehen. Minder trat die Ergebenheit gegen die hohe Obrigkeit in den feuilletons über Polen zu Tage, die, Frucht eines Aufenthaltes Heines bei seinem polnischen Freunde Grafen Breza in der Provinz Posen, im Gesellschaftler erschienen. Scharfen Blicks und mit dem Erstaunen des kultivierten Westdeutschen hatte Heine sich in diesen östlichen Landstrichen umgetan, die trotz oder eher wegen eines halben Jahrhunderts preussischer Herrschaft noch immer im Zustand halbasiatischer Barbarei tief drin steckten. Das Wesen des polnischen Adels suchte er historisch zu erfassen, betrachtete das Verhältnis zwischen Edelmann und Bauer allerdings zu sehr durch die Brille des befreundeten Schlachtschützen, erkannte dafür in den Juden den „dritten Stand Polens“ und wurde von Ekel wie von Mitleid geschüttelt vor den schweinehallartigen Löchern, in denen „sie wohnen, mauscheln, beten, schwächern und elend sind“. Auch nahm er angesichts der preussischen Bürokraten kein Blatt vor den Mund, „die bei ihrer Kanne schlechten Bieres geisern gegen die polnischen Edelleute, die alle Tage Ungarwein trinken und keine Aktenstöße durcharbeiten brauchen“, erregte aber mit diesem freimut der Schilderung in allen offiziellen Kreisen des Großherzogtums Posen einen Entrüstungsturm und wurde „auch höhern Orts“, wie er seinem Jugendfreunde Bethge schrieb, „hinlänglich angeschwärzt“.

Doch diese Artikel waren nur Splitter und Späne, die bei Heines Lebensarbeit nebenbei abfielen und die er selbst nicht der Aufnahme in seine Werke für wert hielt. Was er an neuen Gedichten besaß, nebst zwei Tragödien, deren eine, Almanzor zum größten Teil schon in Bonn und Göttingen entstanden war und deren andere, Rataliff, er in Berlin binnen drei Tagen herunterschrieb, gab jetzt Ferdinand Dümmlers Verlag als Tragödien nebst einem

lyrischen Intermezzo heraus. Noch immer duftete der lyrische Blütenstrauch dieses Buches vor dem Bilde der nie befehlten Jugendgeliebten. Noch immer war es die alte, ewig neu bleibende Geschichte von dem brechenden Herzen, und auch die ganz persönliche Form, in die Heine sein ganz persönliches Erleben goß, gleich der des ersten Gedichtbandes, aber sie war reifer und vollendeter geworden, die Verse süßer und voller. Noch stand der Dichter im Zeichen der romantischen Naturphilosophie Schellings, wenn er das ganze Weltall an seinem Kummer teilhaben, die Sonne verdrossenen Blicks auf die Erde schauen und die Rosen so blaß und die Veilchen so stumm sein ließ und wenn er von den goldenen Sternelein in der Höhe tröstenden Zuspruch erwartete, noch schwelgte er allzureichlich in Tränen und Träumen und noch fühlte er sich gleich dem sterbesehnfüchtigen Novalis in Gräbern und Gräften allzuwohl, aber, was er bald immer souveräner als Schild und Schwert gegen all die bösen Unzulänglichkeiten des irdischen Lebens führen lernte, blitzte hier schon stählern auf: die trefflichere Ironie, die mit der vielbenannten romantischen Ironie letzten Endes wenig zu tun hatte. Die romantische Ironie war das Eingeständnis der eigenen Unfähigkeit vor den Wirklichkeiten des Daseins. Die romantische Ironie war das schmerzliche Grinsen eines Sprungkünstlers, der mit seiner Stange nicht über einen Abgrund zu setzen vermag. Heines Ironie aber war zunächst ein Gegengift gegen das Pathos, zu dem sein Wesen starke Neigung verspürte und dem er am rechten Platze gern freien Lauf ließ. Doch er fühlte wohl, daß die Kunst, große Worte für große Gefühle zu finden, eigentlich nur in den Blitz- und Donnerjahren zwischen 1789 und 1815 ganz am Platze war. Pathos waren die Debatten zwischen Bergpartei und Girone im Nationalkonvent, Pathos Bonapartes Ansprache an sein Heer im Schatten der Pyramiden, Pathos die Bulletins der großen Armee, Pathos die schwertklirrenden Verse der preussischen freiheitskriegsdichter. Aber in dieser heldenlosen, ernüchterten Welt der Pfennigseelen und Dütenkrämer galten keine großen Gefühle mehr und die großen Worte wurden zu Klügen entwertet. Darum parierte Heine bei

Zeiten jedes Pathos mit seiner Ironie, die unter Lachen den Schwärmer von seinen hohen Stelzen auf die ganz banale Erde herunterriß. Wenn Hebbel später Heines Ironie darin sah, „daß er erst den Kopf und dann den Hintern zeigt“, mochte das nicht so falsch sein, aber jedenfalls nahm der Dichter diese Körperübung nur bei Personen und Situationen vor, die dessen wert waren. Es kam ihm auch gar nicht darauf an, ertappte er sich auf einer falschen Sentimentalität, sich einen Kübel eiskalten Wassers über das eigene Haupt zu stülpen. In einem Gedicht des Intermezzo wiegte er sich erst auf rührseligen Vergleichen, um dann, sich selbst verspottend, zu schließen:

Wenn ich ein Sempel wär,  
So flög ich gleich an dein Herz.  
Du bist ja hold den Sempeln  
Und heilest Sempelschmerz.

Neben das Liebesleid aber drängte sich in dieser Gedichtsammlung schon die Lebenslust. Andere Blüten lockten ja auf der Welt und andere Lippen wollten ja geküßt sein. Schüchtern erst tastete der Dichter darum nach einer neuen Art, das Leben zu haschen:

O schwöre nicht und küsse nur,  
Ich glaube keinem Weiberschwur!

Und ein dicker Strich unter all das Geseufze und Herzeleid um Salomon Heines schöne Tochter war das Schlußgedicht des Lyrischen Intermezzos, das nach einem Barg verlangte, noch größer als das Heidelberger faß, um darin zu begraben „die alten bösen Lieder, die Träume schlimm und arg“.

Dramatisch raste sich dieses Herzeleid noch im Almanzor und im Kataliff aus. Mit diesen beiden Stücken unterlag Heine der Selbsttäuschung so vieler Dichter, die ihre schwächsten für ihre stärksten Werke halten: die Gedichtsammlung schien ihm keinen Schuß Pulver wert, der Almanzor war ihm über der „vermaledeiten Bildersprache“ zu sehr in die Breite gegangen, aber vom Kataliff versicherte er in Poesie und Prosa, alles, was er geschrieben und noch schreibe, werde neben diesem Gedicht untergehen. Dabei waren beide Theaterstücke neben dem Schwarm von

Versen, die sich mit klingendem Gesieder erhoben, nur dramatische Nichtigkeiten und von Anfang an nicht mehr als „bedeutfame Urkunden zu den Prozeßakten von Heines Dichterleben“. Wenn der Kataliff nie auf die Bretter gelangte und der Almanzor bei seiner einzigen Aufführung im Braunschweiger Hoftheater durchfiel, so lag das nicht an der Tücke böswilliger Menschen, sondern nur an dem Unwert der Stücke. Im Almanzor hatte Heine in schwülstigen Versen versucht, sich neben seinem Liebesgram einen Teil des „großen Judenschmerzes“ von der Seele zu schreiben und zu diesem Ende Moslems, die nichts als Juden mit einem Turban waren, Christen im spanischen Mittelalter gegenübergestellt. Der Kataliff, im Stoff den Einfluß des meistgelesenen Modedichters Walter Scott verratend, war lediglich eine in Dialog gebrachte schottische Ballade mit vielem Weh und Ach und voller Nebel und Schauerlichkeit. Daneben erinnerte das Stück an die Schicksalsdramen, mit denen die Werner, Müllner und Houwald als die echten Theaterdichter der Restauration dem Publikum einen Schauer über den Rücken jagten und ihm zugleich die Nachtmüße der politischen Indifferenz tief über die Ohren zogen, da jede Auflehnung gegen das blindwütende Schicksal, ob es nun Herrgott oder Metternich hieß, doch zwecklos war. In einer Szene der Tragödie aber „brodelte“, so hieß es in einer späteren Vorrede „schon die ganze Suppenfrage, worin seht tausend verdorbene Köche herumlöffeln und die täglich schäumender überkocht“. Das Lösungswort erscholl hier schon von der „Teilung der Menschen in zwei Nationen, die sich wild bekriegen, nämlich in Satte und in Hungerleider“. Das geschah in der kräftig realistischen Verbrecherzene, in der Kataliff gegen die Gesellschaft haderte, wie sie nun einmal gefügt war:

Einen Mann ergreift der Zorn,  
Wenn er betrachtet, wie die Pfennigseelen,  
Die Suben, oft im Überflusse schwelgen,  
In Samt und Seide schimmern, Austern schlürfen,  
Sich im Champagner baden, in dem Bette  
Des Doktor Grahams ihre Kurzweil treiben,  
In goldnen Wagen durch die Straßen rasseln,  
Und stolz herabschauen auf den Hungerleider,

Der mit dem lezten Hemde unterm Arm  
Langsam und seufzend nach dem Leihhaus wandert.  
O seht mir doch die klugen fatten Leute,  
Wie sie mit einem Walle von Gesetzen,  
Sich wohl verwahret gegen allen Andrang  
Der schreiend überläst'gen Hungerleider!  
Weh dem, der diesen Wall durchbricht!  
Bereit sind Richter, Henker, Stricke, Galgen -

Um dieselbe Zeit fand Heine es bei dem Verlobten seiner Schwester Lotte, Moritz Embden, zwar begreiflich, daß ein Mann, dem es gut gehe und der glücklicher Bräutigam sei, nicht den Umsturz der bestehenden Formen wünsche und für seine und Europas Ruhe besorgt sei, aber er für seinen Teil, fügte er bei, werde seltsam gestimmt, wenn er in den Zeitungen lese, „daß auf den Straßen Londons einige Menschen erfroren und auf den Straßen Neapels einige Menschen verhungert sind“. So wetterleuchtete schon damals, sicher auch als Widerschein von Rahels Anschauungen, in Werk und Wesen des Dichters der soziale Groll.

Der Ruhm, der Heine gleich mit der ersten Gabe seiner Muse angeslogen war und den sein zweites Buch bei Freund und Feind mehrte, war viel für einen eben auftretenden Dichter und war doch für Heine so wenig. Ihm lag es ganz und gar nicht, den Kranz dieses jungen Ruhms zu zerplücken und die Lorbeerblätter zur Würze in seinem Alltagsstüppchen zu verkochen. Ihn drängte jeder Erfolg zu höheren Zielen. Ihn trieb es mit Ungestüm zu wirken. Aber stand er auch als Lyriker auf festem Boden, schon jetzt ein bewunderter Meister seiner besonderen Kunstform, hatte ihm die Entwicklung von Schlegel zu Hegel auch den Blick geweitet, rangen auch seit dem Berliner Aufenthalt politische, religiöse und soziale Probleme in seiner Brust nach Klärung, so ging er als Mensch noch irren Pfad ins Leere und sein Auge suchte hier und da nach Weisern am unbekanntem Wege. In die Zukunft forschend, fragte er sich wohl, ob der göttliche Autor aus dem Buche seines Lebens eine Tragödie oder ein Lustspiel habe schreiben wollen. Der berufene „Dichter des dritten Standes“ war er vorerst nur durch den kecken Mut, mit dem er sein Ich in den Mittelpunkt der Welt rückte. Das allein kündete

den Sänger der Klasse, die im Kampf des freien Individuums gegen die andern freien Individuen ihr 6konomisches, politisches und ethisches Ideal sah. Aber nicht nur die Saiten der Harfe, auch die Sehne des Bogens wollte er spannen. „Die Poesie ist am Ende doch nur eine sch6ne Nebensache!“ schrie er an Immermann und rief ihn zum Waffenbruder auf in dem heiligen Kampf gegen „das verfahrte Unrecht, die herrschende Torheit und das Schlechte“, aber in einem andern Brief an denselben freund klagte er sich wieder der Feigheit an „in dem großen Kampfe gegen den legitimen Unfimm.“

Dieses schwankende Hin und Her zwischen k6hnem Kampfertrotz und kläglicher Verzagttheit entsprang mindestens so sehr wie der Misere deutscher Zustände der Misere seiner eigenen K6rperlichkeit. Fr6h schon marterten ihn neuroasthenische Kopfschmerzen, die ersten Anzeichen eines nicht durch Ausschweifungen erworbenen, sondern ererbten Nervenleidens. Wenn die Schmerzen wie heißes Blei sein Hirn durchrieselten, dann kam er sich selbst als „kranker, bitterer, m6rrischer und unausstehlicher Mensch“ vor, als ein „Ritter von der traurigen Gestalt“ und als „isoliert, angefeindet und unfähig, das Leben zu genießen“.

Dazu plagten ihn Zweifel wegen seines Berufes. 6ber seinen literarischen Arbeiten hatte er es versäumt, dem Brotkorb der Advokatur näherzukommen. Nichts erschien ihm auch wohl weniger verlockend als die Aussicht, sich zeitweilig mit Paragraphen und Pandekten herumzuschlagen und die zweifelhaften Rechtshändel von Hamburgs Wuchserern und Schacherern zu zweifelhaftem Ende zu f6hren. Die Poesie aber war die brotloseste aller K6nste. F6r sein erstes Gedichtbuch hatte er statt eines Honorars nur vierzig Freie Exemplare erhalten und auch die D6mmersche Buchhandlung speiste ihn mit einem Bettelpfennig f6r das Lyrische Intermezzo ab. So spielte er denn bald mit dem Gedanken, sich „in Sarmatien eine Professur zu suchen“, bald, als der Oheim ihm noch f6r zwei weitere Jahre das Studiengeld zugebilligt hatte, dachte er daran, in Frankreich, dem „foyer der Diplomatie“, „sich einen Weg ins Diplomatische zu bahnen“.

Der familie Heines allerdings gänkelte die Einbildung noch immer als liebstes Zukunftsbild den Advokaten Harry vor, wie er fette Sporteln einstrich. In diesem Kreise hatten die Erfolge des Dichters ganz und gar nicht durchgeschlagen. „Meine Mutter“, berichtete er mit einem Achselzucken, „hat die Tragödien und Lieder zwar gelesen, aber nicht sonderlich goutiert, meine Schwester toleriert sie bloß, meine Brüder verstehen sie nicht, und mein Vater hat sie gar nicht gelesen.“ Der Oheim Salomon gar, dem Heines zweites Buch zugeeignet war, ließ sich mit der ganzen Nichtachtung des banausischen Geldmachers für alles nicht in Zahlen Wiederzugebende aus: „Hätte der Junge was gelernt, brauchte er nicht zu schreiben Bücher“.

So sah der Dichter vorderhand keinen andern Ausweg, als sich dem Willen der familie zu fügen. Da aber das literarische Treiben Berlins einem gedeihlichen Ende seines Rechtsstudiums kaum günstig war, beschloß er, sich im Sommer 1823 nach Lüneburg, seit anderthalb Jahren dem neuen Wohnsitz der Eltern, aufzumachen und sich dort wie in einem Schlupfwinkel vor der Welt zu verkriechen.



